

Herbert Haas

Steehauer, Steinbrüche und Werkplätze in Mainfranken

*„Der Stein gewachsen in der Erde
birgt in sich vielerlei Gestalt.
Sie schlummert bis ... sie sichtbar werde
durch Hammerschlag der klirrend hallt.“*

Heinz Schumacher

Wenn von Stein die Rede war, schwärmten einst die Geologen von Deutschland als einer bedeutenden steinreichen Region, die einmal über 1300 unterschiedliche abbauwürdige Gesteinssorten aufzuweisen hatte.

Diese erstaunliche Vielfalt ist längst Vergangenheit. Zahlreiche Vorkommen sind inzwischen ausgebeutet, es gibt keinen deutschen Marmor mehr. Edle Gesteine sind trotzdem in Hülle und Fülle zu haben, denn Importe von Granit und Marmor aus Brasilien, China, Namibia, Sambia, Turkmenistan und der Ukraine sind preiswert und stellen ein reichhaltiges Angebot dar.

Noch um 1900 war das Natursteingewerbe der größte Industriezweig Unterfrankens. Der über 1000 Jahre währende Abbau hat zwangsläufig zur Folge, dass wir den Naturstein auch in Nordbayern als begrenzte Ressource betrachten müssen.

Naturstein ist ein weit spannbarer Begriff. Die Beschränkung auf das Wesentliche, auf das Produkt des Steinhauers, den Werkstein, ist wichtig.

Viele Autoren, die über Geologie, Kulturlandschaft, Baugeschichte und Siedlungen fachkundig schreiben, differenzieren weder zwischen Bruchstein und Haustein noch zwischen Weichsteinwerkzeugen und solchen für Hartgestein. Allgemein gilt: Nur weiches Material ist mit dem Holzhammer bearbeitbar, also Kalk- und Sandsteine. Granit kann nur mit Eisenhämmern beschlagen werden.

Werksteine wurden über Jahrtausende immer nach demselben Schema schon von den antiken Steinhauern mediterraner Regionen geschickt und kunstvoll gefertigt. Für die Bearbeiter war das meist mühsam, materialbedingt oft gesundheitsschädigend oder gar tödlich.

Das Wissen um die Steinbehandlung vermittelten die Römer den Holz verarbeitenden Germanen. Viele Ausdrücke der Baurminologie basieren auf lateinischen Wurzeln, beispielsweise Kalk, Zement, Mörtel, Pflaster, Ziegel, Mauer, Turm usw.

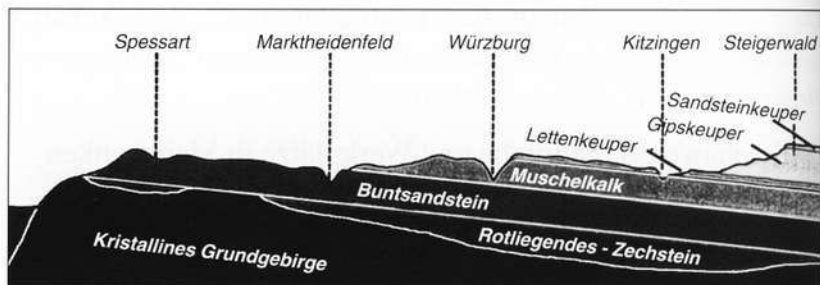
Das Kennzeichnende des handgemachten Werksteins ist der Randschlag, ein mehrere Zentimeter breiter Rahmen um die zu bearbeitende Steinfläche, der mit Schlägeisen und Holzklüpfel eingraviert wurde.

Für die Bauforschung ist der Randschlag ein unverzichtbares Erkennungsmerkmal zur Datierung und Lokalisierung historischer Werkstücke. Die mächtigen gelben Bausteine der weltberühmten Klagemauer Jerusalems haben einen Randschlag.

Rechteckige Quader, z. B. Ecksteine müssen auch die Maurer fertigen können, allerdings ohne Randschlag – dieser gehörte nie zu ihrer beruflichen Ausbildung.

Die Eingrenzung des Themas Stein auf Werkstein ermöglicht das ausschließliche Befassen mit den werksteintauglichen Sedimenten der Trias des Erdmittelalters, in der zwischen 250 und 200 Millionen Jahren vor uns die heute schräg von West nach Ost geschichteten Ablagerungsgesteine Unterfrankens entstanden sind.

Vernachlässigen wir also getrost das älteste Gefels, die Gneise und Quarzite des Vorpesserts, lassen wir auch gerne außer Acht die sechseckigen Säulenbasalte der Rhön. Unse-



Das geologische Profil Mainfrankens

re wichtigsten Werksteinlieferanten sind der Buntsandstein, der Muschelkalk und die vielen Keupersandsteine.

Chronologisch sind als erste die rotschönen Sandsteine des Spessarts zu nennen, beispielsweise der Miltenberger, der Heigenbrückener und der Plattensandstein. Von der östlichsten Buntsandsteinablagerung bei Erlabrunn kam im 19. Jahrhundert das Material für den gotisch filigranen Turmhelm der Würzburger Marienkapelle. Buntsandstein finden wir in Würzburg an Neumünster, Dom, Neubaukirche und vielen anderen Gebäuden. Die meisten Kirchen des deutschen Sprachraumes wurden erst nach langer Zeit fertiggestellt. So erhielten an die 175 gotische Türme erst im 19. Jh. den längst fälligen Helm, darunter die Kathedralen in Köln, Ulm und Regensburg. Die Türme des Bamberger Doms erhielten ihre angepasste Höhe und Form schon im 18. Jh.

Im Hauptmuschelkalk eingebettet ist der welteinmalige Quaderkalk des südlichen Maindreiecks und des Kirchheimer Raums; Quaderkalk deshalb, weil von Rothenburg bis Würzburg die Felsschichten mit gleichlaufender Kluftrichtung in geometrische Blöcke geteilt sind. Aus diesem Material bestehen die Werksteine des alten Würzburg und die im 19. Jahrhundert errichtete neuromanische Adalberokirche.

Die jüngste Abteilung der Trias bilden im östlichen Unterfranken die mannigfaltigen Keupersandsteine wie Werksandstein, Schilfsandstein, Coburger Sandstein, Burgsandstein und der Rhätsandstein der Hassberge.

Die Würzburger Residenz und der Balthasar-Neumann-Pavillon in Randersacker bestehen größtenteils aus Werksandstein vom Faulenberg; *faul* bedeutet so viel wie brüchig. Ob der Sandstein rot oder grün ist, dies hat mit dem Gehalt an Eisenoxydhydrat zu tun. Roter Sandstein hat mehr Eisenminerale.

Weißer Sandstein, auch sog. Blasensandstein, kam u. a. aus dem oberfränkischen Ebrach, wo das Königreich Bayern einen Häftlingssteinbruch unterhielt und viele Staatsbauten mit diesem „billigen“ Material errichten ließ, beispielsweise in den 1890er Jahren auch die Würzburger Neue Universität am Sanderring.

„In puncto Steinmaterial verfügte Franken über mehr Möglichkeiten als alle anderen deutschen Gaue“. Die „Triasstadt“ Würzburg belegt das augenfällig.

Allein in Unterfranken gibt es an die 35 Sorten unterschiedlicher Gesteine mit insgesamt 70 Varietäten.

Den Ort der Natursteingewinnung nennt man schlichtweg Bruch. Bei Hartgesteinen kam es immer darauf an, Massen von beträchtlichem Umfang auf einmal mit dem geringsten Kraftaufwand aus dem gewachsenen Fels zu lösen. Um 1900 zählte man im Deutschen Reich an die 10000 Brüche; 1998 gab es noch etwa 150.

Das Quaderkalkrevier Rothenburg/Würzburg zählte einmal mit über 300 Brüchen zu den dichtesten Steinbruchregionen der Welt; allein zwischen Randersacker und Ochsenfurt waren es an die 120.

Oberhalb von Würzburg, wo die Autobahnbrücke das Maintal quert, befand sich auf Rottenbauerer Markung der historisch bedeutendste Steinbruch der Region, wohl eine der ältesten rechtsrheinischen Abbaustätten. Die acht Bögen der Vorgängerin der Alten Mainbrücke Würzburgs, der ersten größeren Steinbrücke des Deutschen Reiches aus dem 12. Jahrhundert, soll seinerzeit Meister Enzelin mit Werksteinen aus diesem Bruch vom Bronnberg gewölbt haben.

Der Kirchheimer Raum präsentiert Bayerns größten Steinbruch mit 80000 qm, im Mainviereck stehen die höchsten Steinbruchwände. Eine Kuriosität sind die unterirdischen Steinabbauhöhlen bei Dettelbach und Kitzingen; es waren „Quaderkalkbergwerke“ zur Gewinnung von Werksteinen.

Einen Steinbruch legten unsere Altvordenen so an, dass dieser mehrere Generationen bedienen konnte. Das Lösen, Wegschaffen und Anschütten des Abraums an der Hangkante geschah zunächst von Hand und mit einer geflochtenen Mulde, „Schanza“ ge-

nannt, später mit Schubkarren, dann mit Kipploren auf Feldbahngleisen, und nach dem 2. Weltkrieg kamen die Planierdrauen. Die Abraumbeseitigung von Hand war bis zu einer Höhe von 10,0 m wirtschaftlich, aber auch risikoreich. Später – mit Planierdrauen – waren es 16,0 m.

1910 hielten die Steinhauer in der Unfallstatistik hinter den Fuhrleuten und den Bergwerkkumpeln den dritten Rang. Die gefährliche, immer mehr in Mode kommende Verwendung von Sprengstoff zum Lösen von Aushub und Felsen katapultierte die Steinhauer auf den ersten Tabellenplatz.

Kleinere Verletzungen, wie auch ernstere Blessuren waren im Steinbruch an der Tagesordnung. Bevor es Schutzbrillen gab, traf es besonders die Bossierer, jene Steinhauer fürs Grobe, die ausnahmslos mit Zweispitz und Zahnfläche zuschlugen, wie beispielsweise mein Großvater Ludwig, der plötzlich und unversehens die Welt mit nur einem Auge betrachten musste.



Quaderkalksteinbruch der Firma Zeidler & Wimmel in Gaubüttelbrunn, 1920er Jahre

„Steinmetzen“, schrieb Albrecht Keller, „Steinmetzen können wie Fuhrleute unbeschreiblich fluchen ..., wenn sie mit dem Klüpfel des Meißels fehlen und ihnen selbst auf die Prätzen schlagen.“

Ein kurzes Berufsleben bewirkte die Bearbeitung von Sandstein, er wurde zum Grabstein der Steehawer. Sein atemberaubender, Kieselsäure bildender Quarzstaub verursachte die tödliche Silikose, auch Staublungie genannt. Wer ausschließlich Sandstein behaute, hustete noch vor dem 40. Lebensjahre seine Seele aus dem Leib. Nach 15-jähriger Berufsausübung war ein Drittel dieser Steinmetzen tot.

Kalkstaub zeitigte keine Negativfolgen. Schlimm waren jedoch die auszehrenden Durststrapazen, die keinen verschonten und denen die Steinhauer reihenweise anheim fielen – im Steinbruch, am Werkplatz und sonntags im Wirtshaus. Der blaue Montag war zur Alkohol-Rekonvaleszenz unerlässlich. Auch die Farbe des Wappens der deutschen Steinmetzen ist vorwiegend blau. Blau und gold galten als heilige Farben.

Um keine schnöde Unterlassung zu begehen, sei den Heldinnen der Steinhauerszene, den leidgeprüften Frauen ein Nachruf gewidmet. Also: Ein trinkfreudiger Randersackerer Steehawer gab in den zwanziger Jahren an einem Freitag seinen Geist auf und sollte wie üblich gleichen Tags noch in das Leichenhaus überführt werden. Als der mit zwei Rappen bespannte Leichenwagen die sterblichen Steehawerreste abholen wollte, flehte die trauerfrische Witwe tränenüberströmend: „Lasst mern da und kummt en Montog wieder, i will wenigstens eemal in mein Lawa mein Mann am Sunntog dähäm ho“.

Viele Anekdoten ranken sich um die alten Steehawer; rau waren sie, aber „herzlich“. Sie umsorgten liebevoll ihre Frauen. Brauchte eine Steehawerfrau „ä Kläd“, bekam sie eine Tracht, mangelte es an Brennholz, kriegte sie Prügel.

Im Steinhauerleben war der entbehrungsreiche, von Akkordarbeit geprägte graue Alltag von Montag bis Samstag die Realität. „Realität“, meint Ottfried Fischer, „ist eine

Halluzination, die aus Mangel an Alkohol entsteht“!

Die Unterscheidung zwischen Steinhauer und Steinmetz gab es im Mainfränkischen nicht; sie war in den Bauhütten der Kathedralen geläufig. Dort meißelten die Metzen das, was ihnen als roh bearbeitete Quader von den Steinhauern des Gewinnungsortes geliefert wurde. Bei uns war jeder ein Steinhauer, der sich auf Werkplätzen und in Brüchen mit oder ohne Gesellenprüfung abmühte.

Als Ungelernte galten:

1. Der Steinbrecher, der den Felsen aus dem Verband herausrennte
2. Der Schröter, der den Rohblock zerteilte
3. Der Bossierer, der die Quader grob richtete

Für feinere Arbeiten waren bis ins ausgehende Mittelalter die Steinmetzmeister zuständig. Es dauerte lange, bis der Terminus technicus BILDHAUER in Gebrauch kam. Als 1483 der später so bedeutende Bildschnitzer Tilman Riemenschneider in Würzburg seine berufliche Karriere begann, wurde er im städtischen Ratsprotokoll noch als Malerknecht aufgeführt.

Seit Michelangelo firmiert Bildhauerei unter Kunst des Wegnehmens. Sinngemäß dürfen wir dann die gestaltgebenden Bemühungen der Steinmetze als Geschicklichkeit des Wegnehmens definieren. Das ist zweideutig, man kann ja auch Taschendiebstahl so umschreiben.

Eindeutig hingegen war das hohe Ansehen des Steinhauers im Mittelalter, vornehmlich in der Gotik. Niemand mehr sollte ein Handwerker das Renommee der Lapidariae, der Steinkünstler, erreichen und kein Beruf hatte bei Gottvater höheren Kurswert. Denn mit himmlischem Tau erquickten neben St. Stephanus und der heiligen St. Barbara insgesamt acht schirmende Schutzpatrone, die enteelten Steehawer und geleiteten sie mit Staublungie oder Schrumpfleber zu den „Ewigen Steingründen“.

Schon in der Romanik war nördlich der Alpen die sog. italienische Bauweise, also die von den Mittelmeerländern ausgehende

Technologie der Steinherstellung zur höchsten Vollendung gediehen: Die exakten Werksteine mit ihren bestechend ebenen Flächen konnten mit nur 1 mm dünnen Fugen versetzt werden.

Die Holzbauweise der Germanen war bereits im 12. Jh. vom Steinbau verdrängt worden.

Jetzt war der Steinmetz der Alleskönner schlechthin, er behaute das Material, baute und türmte dieses zu bizarren katedralen Werksteinmassiven. Ihm, dem Allrounder, oblagen ausschließlich Planung, Bauleitung und künstlerische Gestaltung.

Im Mittelalter war der Baumeister, der Magister lapidum, der Geldbeschaffer. Der Werkmeister der Magister operis, fungierte als Bauleiter. Höchste Wertschätzung wurde den Dombaumeistern zuteil beispielsweise dem Regensburger Matthäus Roritzer oder unserem zeitgenössischen Randersackerer Hans Schädel. An bedeutenden Würzburger Bauwerken wie der Deutschhauskirche und der Marienkapelle oder dem Randersackerer Kirchturm, einem der schönsten romanischen Dorfkirchtürme Frankens, sind plastische Werkmeisterporträts zu finden.

Der Zirkelschlag um Straßburg mit dem Radius 600 Kilometer beinhaltet die wichtigsten Turmbauwerke des Mittelalters. Dieser Zwölfhundertkilometerkringel war der Nährboden für „das Pathos der dritten Dimension, das leidenschaftliche Hinausgreifen in den Raum mit Hilfe des Mediums Turm.“

Das formvollendetste Turmdach der Christenheit, der leicht konvexe Freiburger Münster-Maßwerkhelm, ist das Werk von Steinhauern, den Edelmannen unter den Handwerkern.

Man verfasste über sie auch keine so verächtlichen Spottverse wie auf Schneider und Müller. Steinhauer waren ja so bescheiden, man höre und staune: „Kann ich nicht Dombaumeister sein, hau ich als Steinmetz meinen Stein! Fehlt mir auch dazu der Verstand, so trag ich Mörtel bei und Sand.“ Im krassen Gegensatz zum Steinhauer mussten Maurer

und Zimmerer um ihren gesellschaftlichen Status kämpfen. Sie hatten zeitweise sogar den Ruch des unehrlichen Berufs, weil sie wohl oder übel auch Galgen bauen mussten. Die Errichtung eines solchen bewerkstelligte dann die gesamte Zunft, damit ein Einzelner nicht in Verruf kam.

Die mittelalterlichen Bauhütten unterstanden in ihrer Gerichtsbarkeit bis ins 18. Jahrhundert direkt dem deutschen Kaiser. Ihr elitäres Gehabe und die auffallende Kleidung wie Hut, weißes Leinenhemd sowie Schafstiefel verliehen den Steinhauern einen besonderen Nimbus. Hinzu kam ihr streng vertrauliches, berufsspezifisches Brauchtum.

Als Aristokraten des Handwerks wurden sie auf Geheimhaltung ihrer überlieferten Traditionen vereidigt bei gleichzeitigem Verzicht auf schriftliche Fixierung. Wehe dem, der das Steinhauergeheimnis verrät, er konnte auf Antrag beim Kaiser in Haft genommen werden.

Jeder Geselle hatte sein eigenes, individuelles Steinmetzzeichen, das dauerhaft die von ihm produzierten Werkstücke kennzeichnete. Die Steinhauer der städtischen Zünfte genossen nicht die kaiserlichen Privilegien. Die Mitglieder der den Bauhütten und Zünften vorausgehenden kirchlichen Steinmetzbruderschaften trugen klösterliche Kleidung. Weltliche Arbeiter dienten ihnen in untergeordneter Stellung.

Wie hoch diese Subalternen trotzdem im Kurs standen, veranschaulicht eine vatikanische Verfügung des 8. Jahrhunderts, die nicht dem Seelenheil, sondern der Arbeitskraft der germanischen Baraber Priorität einräumte: Papst Gregor III. befahl, die Laiensteinmetze der Kirchenbauten nicht mit Gewalt zu bekehren, sondern gut zu verpflegen, da sie sonst ihre Arbeit im Stich lassen könnten.

Irgendwann, im Übergang von der Romanik zur Gotik, liefen die gewieften Steinhauer den Klöstern davon. Im 13. Jahrhundert wirkten kirchliche und laikale Werkmeister gleichberechtigt nebeneinander; ab dem 14. Jahrhundert waren die profanen Baumeister in der Überzahl, das hatte seine Ursachen.



Kirchturm St. Stephan in Randersacker, 13. Jahrhundert

Gegen Mitte des 13. Jahrhunderts, in der ausgehenden Stauferzeit, überstiegen die Bauabsichten in den erwachenden Dörfern und Städten das vorhandene Potenzial an Fachkräften. Mit geänderten Konstruktionen und Serienfertigung sann man auf Rationalisierung und Abhilfe. Das Werksteinbauwerk wurde jetzt nicht mehr zeitaufwändig aus größtvolumigen, unterschiedlich hohen Quadern, sondern mit gleichhohen Steinen in Lagen mit durchgehender Schichthöhe erstellt. Erhöhte Arbeitsproduktivität, kürzere Bauzeiten und die Reduzierung des Materialverbrauchs waren die Folge. Brauchte man im 11. Jahrhundert noch 0,18 cbm Mauerwerk pro Kubikmeter umbauten Raums, waren es im 15. Jahrhundert nur noch 0,10 cbm, immerhin 56 % weniger.

Im ausgehenden Mittelalter malochte man in gemütlichem Tempo an die 9 bis 12 Stunden täglich, wenn es die Helligkeit zuließ; winters ruhte die Arbeit. Durch die Vorferti-

gung der Quader wurde dann auch in der kalten Jahreszeit geschafft, an insgesamt 260 Arbeitstagen im Jahr. Bei den vielen Feiertagen ruhte allerdings schon am Nachmittag vor dem Fest die Arbeit. Ein Steinhauer verdiente das Vierfache eines Schmiedes und das Achtfache eines Schneiders.

Der Übergang von der Horizontal- zur Skelettbauweise und die Vorfertigung der Quader waren ein Quantensprung im Baugeschehen. Der nicht unwesentliche Nebeneffekt dieser Entwicklung zog die Qualifizierung der Bauplanung nach sich. Der Werkmeister musste nun seine Ideen vorausschauender und detaillierter zu Papier bringen als vorher.

Das trug seine Früchte. Es dauerte noch einige Zeit, bis endlich im 16. Säkulum als Synthese aus Werkmeister und Baumeister das wohl vollkommenste Wesen der gehobenen Berufswelt, der unvergleichliche Architekt, auf den Plan trat.

„Die Kunst des Architekten entledigte sich ihrer handwerklichen Wurzeln und trennte sich vom Meistersteinmetzen und Bauunternehmer.“

In der Antike wurde der Architekt noch den Bananen, also den niedrigen Handwerkern zugeordnet – damals war der Begriff Bananese keinesfalls so negativ befrachtet wie heute und bedeutete lediglich einen nicht geistig tätigen Menschen.

In Paris entstand die französische Académie d'Architecture, ihre Mitglieder nannten sich architectes du roi. Im Mittelalter gab es nur artefieurs und encigneurs, was soviel hieß wie den Geist einpflanzen.

Für die Entwicklung des Steingewerbes war über Jahrhunderte die Lagegunst maßgeblich, also die Nähe zu einer Stadt oder zu einem Fluss. Der teure Transport der Werksteine mit Pferdefuhrwerken über eine Strecke von 18 km verdoppelte bereits die Gestehungskosten. Um Frachtgewicht und -kosten zu sparen, hat man folglich die Steinblöcke schon im Bruch grob behauen. Im Mittelalter wurde das den Schultern des Pferdes aufliegende lederne Kummet erfunden. Mit diesem Zwangskragen und dem Hufeisen steigerte sich die Zugleistung eines Gauls um das Fünffache von 500 auf 2500 kg.

Unsere fränkische Lebensader Main, „die sinnenfreudige Stromerin, die sich gerne hin- und herschubsen lässt vor den sie umgebenden Hügeln“, spielte als flüssiger Lastesel eine tragende Rolle vor dem Aufkommen der Eisenbahn Mitte des 19. Jahrhunderts.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg verschifftete man aus dem Mainingebiet, vornehmlich Randersacker, Guss- und Abtrittsteine bis nach Holland. Aber unser windungsreicher Gevatter Moenus, der gemächlich fließende Entwässerer des regenärmsten Landstrichs Mitteleuropas, hatte von Frühjahr mit Herbst „an mindestens 70 Tagen im Jahr kein schiffbares Wasser“; im Winter ruhte ohnehin wegen Treibeis der Bootsverkehr.

Der große Handelsbegünstiger war unser Mee also nicht und er konnte es im Mairdreieck als Flachwasser auch nicht sein. Die Verfrachtungen sollten sich aber spürbar ab 1850 durch die Eisenbahn ändern. Dieses neue Transportsystem begünstigte die das Schienennetz tangierenden Steinabbaustätten, es verödeten aber die abseits gelegenen. Das erste Steinbruchsterben zeichnete sich ab. Im Abstand von jeweils 50 Jahren sollten weitere folgen.

Die Bahn bedeutete für den Werkstein das Tor zur großen weiten Welt. Der Güterverkehr auf der Schiene und der 1870/71 gewonnene Krieg gegen Frankreich förderten Handel, Geschäfte und das mainfränkische Steinergewerbe; im Kirchheimer Raum kam es um das Jahr 1900 zum kometenhaften Aufstieg. In relativ kurzer Zeit vollzog sich der Wandel von der Manufaktur zur Steinindustrie.

Im übrigen Deutschen Reich begann das zweite Steinbruchsterben, weil der Standortvorteil infolge verbesserter Dampfschiffahrt, erweitertem Schienennetz und der gereiften Stahlbetontechnologie noch mehr an Bedeutung gewann.

Das Phänomen Kirchheim stellt sich so dar: 1902, bei etwa 550 Einwohnern, werkelte in Kirchheim ein Steehawermäster mit wenigen Mitarbeitern. Da für die Werkstoffabriken problemlos ein Gleisanschluss zu bekommen war, siedelten sich Berliner Großfirmen an, die „die Möglichkeiten des umfangreich

angelegten Abbaus erkannten und dem Quaderkalk zur weltweiten Bedeutung verhalfen“. Kirchheimer Werksteine gingen als unterfränkischer Markenartikel nach Buenos Aires, New York, St. Petersburg, Singapur und in viele andere ausländische Städte.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, waren in Kirchheim, Gaubüttelbrunn, Kleinrinderfeld, Moos an die 1400 Steinhauer tätig. Auf den dortigen Werkplätzen befanden sich als mechanische Seele des Aufschwungs Kreis Sägen mit diamantbestückten Blättern, Torpedofräsen sowie eigene Elektrizitäts- und Wasserversorgungsanlagen.

In den Brüchen stampften lenkbare stählern-schwarze Ungeheuer, sogenannte Lokomobile mit angehängten felsbeladenen Hudelwagen. Zum Brechen, Heben und Verladen der Felsen hatte man den nach dem „most famous hangman of England“ benannten universalen Derrickkran, der den steinungrigen Sägen endlich jene großen Brocken servieren konnte, die für einen rationalen Betrieb unerlässlich waren.

Große Gatter, an überdimensionale Eierschneider erinnernd, zerteilten die Felsen in dünne Platten, die als kalkigkristalline Schuppenpanzer schon in den zwanziger Jahren großstädtische Fassaden kleideten. In den dreißiger Jahren war der Bedarf an Facharbeitern in der „Kiremer“ Ecke so groß, dass der Spartakusexpress tagtäglich zusätzliche Arbeitermassen von Würzburg Hauptbahnhof nach Kirchheim karren musste.

Zur Lagegunst gesellte sich nun ein weiterer wichtiger Faktor: die Steindimension.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts galt für den Muschelkalkbereich einmal mehr Peter Drexlers goldrichtige Erkenntnis:

Die Qualität des Rohstoffs bestimmt die Struktur des Betriebes. Qualität? Das war ausschließlich die nutzbare Höhe des Kernsteins. Den Quaderkalk muss man sich als dreilagiges Sandwich vorstellen, Deckel und Boden, also Oberbank und Sohle waren nicht zu gebrauchen, nur das Mittelstück diente als Werkstein.



Werbepostkarte. Herstellung von großformatigen Schleifsteinen in einem Eltmanner Bruch

Kernhöhe, Härte und Farbe des Quaderkalks waren in der ganzen Region sehr unterschiedlich. Im Kirchheimer Raum, in der dortigen Dreiheit Goldbank + Blaubank + Kern, machte die Mächtigkeit gut 4,0 m aus, in Randersacker betrug die Kernhöhe gerade mal bis zu 1,20 m. Gegen diese Vorzüge des Kirchheimer Materials zog das Maingebiet auf Dauer den Kürzeren.

Verkauf und Export liefen im Obermain-Sandsteingebiet Eltmann, Zeil und Ebelsbach in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gleichfalls wie geschmiert. Die Bayerischen Schleifsteinwerke Eltmann exportierten ihre kreisrunden, im Durchmesser bis 3,0 m messenden Schleifsteine und Grindstones aus weißem oder grünem Sandstein ins europäische Ausland; ihre Postkartenemissionen in deutscher und englischer Sprache, auch in kyrillischer Schrift, geben beredtes Zeugnis von geschäftlichen Aktivitäten.

Um allgemein die Entwicklung im südlichen Maintriangel und besonders in Randers-

acker skizzieren zu können, muss neben dem Stein auch über den Wein befunden werden. Wir blicken nochmals zurück ins 19. Jahrhundert, in dem der Stein in Randersacker fast wichtiger war als der Wein. Überall im Deutschen Reich begehrte man nach 1870 Muschelkalk. Leo von Klenzes Gaibacher Konstitutionssäule ist aus Rantzackera Stee. Schon 1850 waren an die 100 Steinhauer im Ort beschäftigt. Die Steehawermäster standen an der Spitze der Steuerzahler. Den Weinbauern aber verging das Lachen.

Im 19. Jahrhundert darbtete das südliche Maindreieck nach Spessart und Rhön als weiteres unterfränkisches Notstandsgebiet. Der Talabschnitt zwischen Kitzingen und Würzburg war verarmt, ca. 1000 ha Rebflächen wurden aufgelassen. Eine wirtschaftliche und kulturelle Verkümmerng infolge der Abstufung Würzburgs zur Provinzstadt durch die „Eingemeindung Frankens“ nach Bayern lähmte die ländlichen Gefilde und betraf hauptsächlich die Häcker, die von der säkularisierten monokulturellen Rebflur als indirek-

ter Nährfläche lebten. Schon immer waren in Franken die Winzer auf Gedeih und Verderb dem „Würfelspiel der Weinjahre“ und der „unsicheren Rente des Rebstocks“ ausgeliefert. Das änderte sich erst in den 1980er Jahren, als infolge dreier Vollernten (jeweils 150 Hektoliter pro Hektar) der Weinbau von der Bedarfsdeckung in die Überproduktion geriet und die Vermarktung dieser erheblichen Mostmengen zum Problem wurde.

Nicht nur in den Ballungsräumen des Deutschen Reiches, auch in den Weindörfern des südlichen Maindreiecks waren vor 150 Jahren durch das Bevölkerungswachstum die Gemarkungen zu klein geworden, um alle Einwohner ernähren zu können.

Pauperismus nannte man im 19. Jahrhundert dieses nicht nur deutsche Phänomen.

Die bedeutenden Bocksbeutelbiotope Frikkenhausen und Randersacker drohten in Arbeiterdörfer umzukippen. In den dicht bevölkerten, aber stagnierenden Winzerdörfern des Maintals war zum Vorteil der Steinhauermeister ein Kräftepotenzial verfügbar, das zur verstärkten Nutzung des Quaderkalkes unentbehrlich war.

Statt des gemischten landwirtschaftlich-weinbaulichen Familienbetriebs, der sich im 19. Jh. entwickelte, gab nun das arbeitsintensivere Steingewerbe den Ton an. Die strukturkonservativen Zünfte wurden aufgelöst. Das Bemühen der Steinhauer um soziale Absicherung und berufsständische Vertretung reüssierte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts: Zentralverband und Berufsgenossenschaft wurden gegründet.

Gegen die Auswüchse des Bismarckschen Sozialistengesetzes organisierte man sich nach 1878 in allen Landen. Als erste im Deutschen Reich bestellte die Würzburger Sektion des Steinarbeiterzentralverbandes 1905 einen besoldeten Gauleiter.

In Randersacker wurde 1893 ein Steinhauerverein ins Leben gerufen.

Auf der noch vorhandenen Fahne prangt die Parole: „VON BRUDERHAND UMSCHLUNGEN WIRD NOTH UND LEID BEZWUNGEN“.

Das war eine Anleitung zur Konfliktbewältigung. Die spektakuläre Generalprobe stieg 1906 in Goßmannsdorf bei Ochsenfurt, im Steinbruch der Mainsandsteinwerke Ebelsbach.

Der Bruch wurde zwar bestreikt, aber vom Obermain hatte man Arbeitswillige herbeigekarrt, so dass der Betrieb halbwegs weiterlief. Das konnte nicht gut gehen. Also zogen geschätzte 150 bierehitzte, wutentbrannte Streiker aus den Mainorten von „Hätzfeld bis Markbrät nach Gasdorf“, um den dortigen „Arbeiterverrätern“, den gehassten Streikbrechern, ordentlich eine zu verpassen.

Aufgrund der aktenkundigen Blessuren fand medizinisch gesehen bei vielen Teilnehmern „die Auseinandersetzung in mehreren Gesichtspunkten ihren Niederschlag“. Es gab sogar Steinhauer, die hatten dann ein fehlendes Auge zuviel.

Diesen Landfriedensbruch hat das Königliche Gericht zu Würzburg verhandelt. Angeklagt waren 53 schlagfertige, kampferprobte Kombattanten, über die Hälfte von ihnen rauflustige, prügelbrave Rantzackera Steehauer, die gefürchteten Raulis, meist vorbestraft wegen „Menschenhauerei“ wie mein Großvater Johann Ludwig, Gott hab' ihn selig, der mit solchen Kavaliersdelikten in Würde zu leben wusste.

Die Aufgabe der Steinhauerfrauen, beispielsweise meiner Haasengroßmutter Apollonia mit ihren vier Buben, war neben Familie und Haushalt die Bearbeitung eines Bauwengerts, einer vom Winzer zur Pflege überlassenen Rebfläche. Viele Frauen verdingten sich als Tagelöhnerinnen bei den Würzburger Mostmultis, bei Julius- und Bürgerspital und der „Herrschaft“ genannten Hofkellerei, um als sog. Weinbergstulpen die Randersackerer Rebzeilen zu behacken.

Mehrmals in der Woche oblag den Steinhauerfrauen die Versorgung ihrer Männer im Steinbruch mit einem warmen Mittagessen aus Kartoffelsuppe und Mehlspatzen. In diese Magerbrühe schauten mehr Augen hinein als heraus. Auf dem Heimweg sichelten sie den grasgrünen Wegrainen das Geißenfutter ab,

um es mit ihren Huckelkörben heimzuschleppen.

Winzerfrauen hatten es nicht viel leichter. Sie unterschieden sich allerdings deutlich in ihrer besseren Aufmachung von den steehawerischen Weibsbildern: Den Häckerfrauen wurde nachgesagt: Je länger der Weg zur Kirche, desto prächtiger das Kleid. Trachten, wie im Ochsenfurter Gau, gab es in den traditionsarmen Dörfern des südlichen Maindreiecks nicht. Lediglich im Wengert trugen die Frauen weiße Kopftücher, wie z. B. meine Schmittsgrömmutter Maria Anna aus dem Zehnthof mit ihrem resignativen Resümee: „Acht Kinner hab i hab müss und keens hat sterb gemöcht.“

Das steile soziale Gefälle zwischen den Häckern und den minderbemittelten Arbeitern teilte die Dorfgemeinschaft und splitterte das Vereinsleben. So gab es in Randersacker mit seinen schroffen gesellschaftlichen Gegensätzen Ende des 19. Jahrhunderts etliche Sportvereine, mehrere Fußballmannschaften, Turnerriegen und Sängergilden.

Und Randersacker war diesbezüglich kein Einzelfall in dieser Region. Es sollte hundert Jahre dauern, bis man sich wieder einig geworden war und die meisten Sportler aufs Neue gemeinsam wieder in einem Verein meierten.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägten zwei verlorene Kriege das Auf und Ab im Steingewerbe.

Bis zum Ersten Weltkrieg prosperierte die Steinhauerei. Wir hatten in Randersacker 18 Betriebe. Anno 1914 erlernten von 21 schulentlassenen Buben noch 14 das Steinhauerhandwerk, mit dabei mein Vater Adam Philipp.

Die 1918 aus dem Krieg heimkehrenden Männer hatten es zunächst nicht schwer. Jedoch 5 Jahre später, 1923 von der Inflation geplagt und vom Hunger getrieben, plünderten arbeitslose Rantzackera Steehawer aus Not und Verzweiflung die Gieshügeler Äcker und lieferten der berittenen Würzburger Feldpolizei ein Pistolengefecht.



Quaderkalksteinbruch auf dem Gersberg bei Randersacker, um 1910

Ein Gradmesser für gute und schlechte Zeiten war die Geburtenzahl.

Als 1923, dem Jahr der höchsten Inflation, abgewertet wurde und 4,2 Billionen Reichsmark noch 1 Dollar wert waren, halbierte sich im darauffolgenden Jahr die Rantzackera Geburtenrate von 62 auf 31 Kinder. Ähnlich lagen die Verhältnisse 1932, im Jahr der Notverordnungen und der 4,4 Millionen Arbeitslosen. Gab es 1931 noch 40 Geburten, kamen 1933 nur noch 26 Kinder zur Welt.

Arbeitslose Steinhauer, überzeugte Sozialdemokraten und Kommunisten, bauten 1933 auf Betreiben der örtlichen NSDAP für 20 Pfennig Stundenlohn hoch am weinberühmten Randersackerer Sonnenstuhl dem „Volkskanzler“ Adolf Hitler ein dauerhaftes Turmdenkmal, „das wohl in seiner Eigenart seinesgleichen sucht in ganz Nordbayern“ (Würzburger Generalanzeiger 1933). Als typische Monumentalarchitektur des Dritten Reichs wurde der Turm 1989 ohne Hakenkreuze unter Denkmalschutz gestellt.

Mit markigen Mahnungen und Aufrufen machte das Natursteingewerbe zwischen den Weltkriegen Werbung:

DEUTSCHER STEIN
AUS DEUTSCHER ERDE
SCHMÜCKE DEN BAU!

ERFÜLLUNG WERDE
EIN HEILIGER SPRUCH
IN ZEITEN DER NOT:

SCHAFFET DEM VOLKE
AUS STEINEN BROT!

Der wechselnde Bedarf an kompakten Steinen und Platten bereitete den Betrieben Schwierigkeiten. Bis 1914 waren es massive Blöcke, in den 20er Jahren begann die Ära der Steinplatten, ab 1933 kamen ausschließlich Quader zur Verwendung, nach 1945 war wiederum Plattenware gefragt. Nur maschinell gut ausgestattete, solvente Firmen überstanden diese Wechselbäder.

Die Steinhauerei bewirkte von 1920 bis 1940 eine vielschichtige Infrastruktur. Es gab damals in Randersacker bei etwa 2600 Einwohnern 77 Handwerksbetriebe, 10 Freischaf-

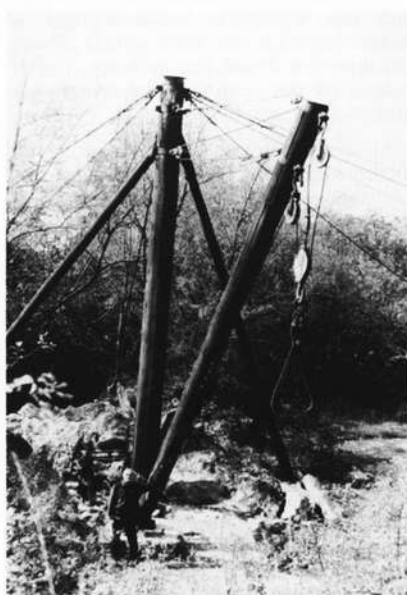
fende, 24 Ladengeschäfte, 15 Handlungen, 9 Gasthäuser und jedes Jahr viele Heckenwirtschaften mit billigem MOUST für die etwa 100 ortsansässigen Steehawer, die sich im Alltag nur Bier leisten konnten.

Vom Stein profitierten die Gäulsbauern, die Sattler, Wagner, Schmiede und Fährleute. Natürlich auch die Schuster, Metzger, Bäcker, die Limonademischer, die Bierbrauer und – bei etwa 400 Ziegen – die Geißbockhalter. Die Ziege war die Kuh des Steehawers.

Randersackerer Schmiede lieferten Derrickkrane ins Altmühltal und bis nach Bunzlau in Niederschlesien.

Einige wenige Steinbrüche, deren Lieferungen kriegswichtig waren, durften mit alten Rentnern und jungen Lehrbuben im 2. Weltkrieg notdürftig weitermachen. Nach 1945 dauerte es Jahre, bis die Steinindustrie wieder Fuß fassen konnte.

Nachhaltig erfasste ab 1950 ein drittes Steinbruchsterben das südliche Maindreieck.



Derrickkran im Lindelbacher Steinbruch

Jetzt war Importgestein attraktiver und billiger als heimischer Muschelkalk. Nicht mehr Lagegunst, Verkehrsanbindung und Kernsteinhöhe entschieden fürderhin Sein oder Nichtsein der Betriebe. Ausschlaggebend war jetzt die maschinelle Ausstattung, Sägen und Fräsen, die Marmorfurnier, also dünne Platten schneiden konnten.

In unserer Zeit sind die Steinfirnen hochgradig mechanisiert:

Pressluftbohrer, Radlader, lasergesteuerte Sägen und gewaltige Gatter verarbeiten, hauptsächlich ausländischen Granit. Der bei Denkmalreparaturen so gefragte Buntsandstein des Miltenberger Raums macht eine erfreuliche Ausnahme.

Ein bemerkenswerter Umbruch begann in den 1960er Jahren für unsere Friedhöfe. In diesem Dezenium erschien ein neuer Wohnhaustyp, das sog. BUNDESZWEIFAMILIENHAUS, dessen Fensterformate aus liegenden Rechtecken bestehen. Dieses Format hielt nun auch in den Friedhöfen seinen Einzug in Form von breiten, niedrigen Grabsteinen aus schwarzem Schwedengranit. In Schweden selbst war dieser dunkle „Nachtwiking“ in Friedhöfen verboten. Gegenwärtig ist das deutsche Grabsteingeschäft überwiegend in indischer Hand.

Heutzutage Brüche anzulegen ist im südlichen Maindreieck infolge der hohen Umweltauflagen schlechterdings unmöglich. Neue Abbaustätten haben den Ruch der Naturzerstörung und kein alter Feldweg ist geeignet, mit schweren LKWs befahren zu werden, selbst dann nicht, wenn die Flurbereinigung eine Betonfahrbahn spendiert hat.

Ein Resümee:

Nur etwa 8 Steinbrüche sind im Maingebiet Würzburg – Ochsenfurt übrig geblieben.

In Randersacker gibt es keine Werkplätze mehr. Die aufgelassenen Brüche, früher als „hässliche Narben“ im Antlitz von Mutter Natur abqualifiziert, sind entweder mit Müll verfüllt oder haben den Status wichtiger Rückzugsgebiete für Flora und Fauna. Allgemein würdigt man heute die ehemaligen

Steinbrüche als bedeutendste Sekundärstandorte.

Das Steinbruchensemble Lindelbacher Schlossplatz mit See und verbogener „Urmeersohle“ genießt das Prädikat Naturdenkmal. Der dort noch beschaubare, weit und breit letzte Derrick-Veteran, neben dem Kirchheimer Exemplar, bekam den wohlverdienten Denkmalschutz und wird vom Landkreis Würzburg unterhalten:

In Anlehnung an Peter Drexler ist für die Werksteinproduktion festzustellen:

Trotz modernster technischer Einrichtungen und höchster Rationalisierung ist eine genormte Massenproduktion nicht möglich, weil in letzter Konsequenz keine Automaten eingesetzt werden können. Noch immer wird von den Steinmetzen hohes handwerkliches Können verlangt, sie haben ja noch intensiven Kontakt zu ihrem Produkt.

Insofern vereinigt die noch real existierende Werksteinindustrie „in idealer Weise die Charakteristika von Handwerksbetrieben und modernen Industrieunternehmen“.

Gott schütze das ehrsame Handwerk!

Schrifttum:

Archiv Herbert Haas

Das Brauchtum der Steinmetzen ..., Alfred Schottner, 2. Aufl., 1994

Der Quaderkalk im Hauptmuschelkalk Frankens, Peter Drexler, 1964

Der Stein als Gestalter der Kulturlandschaft im Maindreieck, Anneliese Siebert, 1953

Der Turm der Pfarrkirche St. Stephan in Randersacker, Herbert Haas, 2000

Die Steinbearbeitung ..., Karl Friedrich, 1923

Einführung in die Geologie Unterfrankens, Erwin Rutte, 1957

Kirchenbau im Mittelalter, Dietrich Conrad, 1990
Siedlung, Wirtschaft und Volkstum im südlichen Maindreieck, Otto Weitz, 1937

Steinmetzenart und Steinmetzgeist, Eugen Weiß, 1927

Das Alingnement der Türme

Raumordnung in den Stadtkernen von Ochsenfurt und Würzburg

Stadtpläne sind uns alle vertraut, meist hat man sie im Kopf und braucht sie auf dem Papier nur dann, wenn man eine Straße in einem uns nicht bekannten Stadtviertel oder gar in einer fremden Stadt suchen muß. Dabei ist es keineswegs ausgemacht, daß man eine Adresse in einem Neubaugebiet besser findet als in der Altstadt. Denn ein Fußgänger orientiert sich leichter an einem mit Türmen abgesteckten Rechteck wie der Altstadt von Ochsenfurt oder einem Fünfeck wie im alten Würzburg – und hat oft seine Schwierigkeiten in den weitläufigen, oft nur aus Straßenanbindungen bestehenden amorphen Neubaugebieten. Erleichtert wird eine Orientierung auch von dem Gefühl einer räumlichen Spannung, die man zu spüren meint, wenn man sich einem historischen Stadtkern nähert oder sich darin aufhält; möglicherweise erklärt diese räumliche Spannung, durch die eine Stadt als Ganzes wahrgenommen wird – man spricht dann von einem „Stadtbild“ oder sogar von einer „Stadtgestalt“ – die fast magisch zu nennende Anziehungskraft, die alte Stadtkerne auch heute noch auf Einheimische und Touristen ausüben.

Räumliche Spannung ist aber ein qualitatives Merkmal der Architektur; sie entsteht vorzüglich dann, wenn Gebäude mittels Proportionen und Ordnungslinien, z. B. Maßbordnungen und Achsen, miteinander in Beziehung gesetzt werden. Merkwürdigerweise fehlt diese räumliche Spannung in den meisten der modernen Stadtteile, obwohl doch niemand behaupten wird, daß deren Planung und Architektur keine Qualität hätten. Die Ursache dafür muß vielmehr in den städtebaulichen Planungsmethoden liegen, die sich besonders im 21. Jahrhundert entscheidend verändert haben. Während die Veränderung im Weichbild der Städte schleichend vor sich ging, tritt der Unterschied der verschiedenen Planungsvorstellungen bei den heute üblichen großräumigen Stadtumbauten in Alt-

stadtensembles auffallend, ja störend zutage; nicht von ungefähr hält eine breite Mehrheit der Bürger bei wichtigen städtebaulichen Aufgaben, wie etwa bei der jetzt diskutierten Bebauung des Berliner Schloßplatzes, die Rekonstruktion des Alten Schlosses und die damit verbundene alte städtebauliche Struktur für besser, als eine Bebauung mit einer der heutigen Planungsmethoden entsprechenden guten modernen, jedoch mit der Kontinuität des Planens und Bauens brechenden städtebaulichen Gestaltung.

Architekten und Städtebauer begründen die oft als willkürlich empfundenen Eingriffe in alte Städte mit dem Hinweis auf deren Sanierungsbedarf; nicht geplant seien diese Stadtkerne, sondern nur gewachsen und deshalb auch ohne eine städtebauliche Ordnung. Dieser Argumentation wird jedoch in letzter Zeit in verschiedenen Veröffentlichungen widersprochen; Autoren wie Gert Heinrich Kill, der anhand von „Meßfiguren“ die Stadtgeometrie von Rothenburg analysierte, oder Klaus Humpert und Martin Schenk, die über die Entdeckungen der mittelalterlichen Stadtplanung schreiben und gar vom „Ende des Mythos von der gewachsenen Stadt“ sprechen, weisen in mittelalterlichen Stadtkernen Planungsstrukturen nach, die sowohl bei der Gründung als auch bei der Erweiterung der Städte eine Rolle spielen. Auch dieser Aufsatz will zu diesem Diskurs, der für die Zukunft unserer alten Städte von Bedeutung sein kann, einen Beitrag leisten. Denn auch das „Alingnement der Türme“ in den Städten Ochsenfurt und Würzburg ist ein Indiz für eine kontinuierlich über Jahrhunderte hinweg geleistete städtebauliche Planungsarbeit. Ziel des Diskurses sollte die Erarbeitung konkreter struktureller Planungsvorgaben sein, die es ermöglichen, die charakteristische räumliche Spannung in den historischen Stadtkernen auch bei größeren Stadtumbauten zu bewahren.